

Gedenkrede auf Werner Jaeger : 30. Juli 1888-19.Oktober 1961

Autor(en): **Schadewaldt, Wolfgang**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **42 (1962-1963)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedenkrede auf Werner Jaeger

30. JULI 1888—19. OKTOBER 1961

GEHALTEN AN DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN

AM 12. JULI 1962

WOLFGANG SCHADEWALDT

Es war am Abend des 27. November 1920, als auf Einladung der Vereinigung der Freunde des Humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg im Auditorium Maximum der Friedrich-Wilhelm-Universität Unter den Linden der damals zweiunddreißigjährige Professor Werner Jaeger aus Kiel einen Vortrag über «Humanismus und Jugendbildung» hielt. Man kann den Vortrag heute in Jaegers «Humanistischen Reden und Vorträgen» studieren. Was aber dem gedruckten Wort auf keine Weise mehr abzulesen ist, das ist die Wirkung, die an jenem Novemberabend vor nun mehr als vierzig Jahren von der Erscheinung des Vortragenden und seinem Worte ausging. Ich sah ihn damals zum erstenmal. Ungemein jugendlich stand er da unten an dem Katheder des großen, nach hinten aufsteigenden, überfüllten Raums, bescheiden und zugleich höchst souverän, mit weicher, wohllautender Stimme die abgewogenen Sätze seines Manuskripts modulierend, den skeptisch-liebenswürdigen Blick über die Reihen der Zuhörer gleiten lassend, ein junger Wissender, ein junger Weiser — eine Erscheinung von schwer beschreiblicher geistiger Anmut, aus der jedoch die in sich zurückgenommene Kraft des festesten Überzeugungsmuts und ein hinreißender, ganz unverzückter, ihn tief erfüllender Enthusiasmus sprach. Noch heute klingt mir der Ausdruck im Ohr, mit dem er etwa den Satz sprach: «Soll der Humanismus seinen hohen Namen mit Recht tragen, so kann es sich für ihn nicht darum handeln, den Anschluß an die innere Verfassung des heutigen Intelligenzmenschen zu suchen... Auf solche Weise gelangt unsere Zeit nur zu einem Spiegelbild ihrer eigenen unbefriedigten und ruhelosen Existenz...» Oder, am Schluß des Vortrags: «Wir hoffen, daß aus unserer Jugend dort (an der humanistischen Schule, wie er sie umrissen hatte) Menschen erwachsen werden, die weder zu bloßen Gelehrten und Buchmenschen, noch zu Technikern und Spezialisten, noch zu Literaten und Ästheten gezüchtet sind, sondern erzogen zur Sicherheit im Stehen, Sehen

und Gehen, jener höchsten Stärke des Griechentums, zu klarem Urteilen und Denken und zur Erkenntnis des Allgemeinen im Besonderen und des Gegenwärtigen aus dem Vergangenen, zum Wollen gerechter und gemeinnütziger Ziele... und zum Glauben an die unzerstörbare Macht des Geistes.»

Jedoch nicht nur der persönliche Zauber des jugendlichen Professors war es, der mich und einige andere so für ihn einnahm, daß wir auf dem Nachhauseweg nach jenem Abend miteinander überlegten, wie wir wohl nach Kiel und zu ihm kommen könnten, und der uns, als ein Jahr darauf das Wunder eintrat, daß er als «Kronprinz» und Nachfolger von Ulrich v. Wilamowitz zu uns nach Berlin kam, sofort seine Schüler werden ließ. Wir hatten, nach dem ersten Weltkrieg aus längerem oder kürzerem Heeresdienst mehr oder weniger erschüttert zurückgekehrt, bereits zwei Jahre bei den großen alten Männern: Wilamowitz, Eduard Meyer, Diels, Wilhelm Schulze und weiter Eduard Norden und Ulrich Wilcken studiert, und lernbegierig, aber auch skeptisch hatten wir es erfahren, wie aus diesen Männern die Wissenschaft vom griechisch-römischen Altertum weit ausgreifend und fest auf sich selber ruhend, jedoch wie aus einer anderen Zeit und Welt, als der wir selber angehörten, zu uns sprach. — Und nun stand an jenem Katheder ein Mann eben jener Wissenschaft vor uns, kaum ein Dutzend Jahre älter als wir selber, und gab mit seiner ganzen Erscheinung zu erkennen, wie auch er, von der Krise der Zeit in Krieg und Revolution erschüttert, nicht mehr als ein ruhiger Besitzer in dem festen großen Hause saß, sondern von der Frage umgetrieben wurde, wie es denn um die Fundamente des Hauses bestellt sei und auf welchem Recht und welchen Gründen unsere gegenwärtige Beschäftigung mit den Griechen beruhe. Dabei war der Mann, der diese Fragen stellte und in seinem Kolleg wohl auch die bei den Alten verpönten Namen eines Burckhardt oder Nietzsche nannte, durchaus kein wissenschaftlicher Outsider, ein Literat oder Dichter. Er war ein Gelehrter, der, selber durch die alte Schule gegangen, sich bereits rühmlich in der schweren Kunst ausgewiesen hatte und übrigens mit jedem Wort zu erkennen gab, daß er nicht gewillt war, das Ererbte und Erlernte wegzuworfen, sondern eher es in neuem Sinne zu erfüllen.

Denn allerdings war die aus dem Bewußtsein der Zeitkrise ihm erwachsene Neubesinnung auf die Grundlagen unseres Umgangs mit dem Griechentum bereits das Gesetz gewesen, nach dem er angetreten war. Schon die Vorlesung, die der Sechszwanzigjährige bei der Übernahme des Basler Philologischen Lehrstuhls gehalten hatte, betitelt «Philologie und Historie» (vom Jahre 1914), hatte eine neue Besinnung zunächst auf das Wesen und die ursprüngliche Bedeutung der Philologie als Wissenschaft gebracht. Getrieben aus «verehrender Kraft» (nach einem Worte Jakob Burckhardts), sollte die neuproklamierte Philologie die Erforscherin und Verkünderin der «urbildlichen Schöpfungen» sein, «die die griechische Kultur zu reiner und ewiger Grundgestalt alles wahrhaft Menschlichen und Menschheitlichen geformt» hatte. Dann hatte der

Hamburger Vortrag aus dem Jahre 1919: «Humanismus als Tradition und Erlebnis» das Wesen der antiken Tradition anstelle eines bloßen Überbleibens vielmehr als die in immer neuen Erlebnissen gründende Fortdauer der griechischen Urbilder und Werte dargestellt. Und weiter wurde nun an jenem Novemberabend des Jahres 1920 jene Fortdauer des griechischen Erbes in Humanismen wie Philologie und Jugendbildung in das «Urphänomen» der menschenbildenden Kraft der Griechen selbst zurückverankert. Jaeger fand für dieses Kulturprinzip, das ebenso das lebendige Ganze der Kultur der Griechen an sich selbst umfaßte wie zugleich auch das Phänomen ihrer europäischen Fortdauer, schon damals den Namen der *Paideia*. Und überblicken wir heute, wo das Leben und das Wirken Werner Jaegers als etwas Vollendetes vor uns liegt, eben das Ganze dieses Wirkens, so fällt ins Auge, wie all das, was als Anlage in Werner Jaeger ruhte, was Herkunft und frühe Eindrücke förderten und spätere Einflüsse hinzubrachten, in der Besinnung auf jenes Prinzip der *Paideia* ihm schon ganz früh die eigene Form und die bestimmende Richtung gegeben hatte.

Sucht man sich des Bildes der großen Gelehrten-Persönlichkeit im allgemeinen zu versichern, so lassen sich etwa zwei Haupttypen unterscheiden. Der eine schreitet von einem mehr oder weniger beliebigen Ausgangspunkt unablässig von Gegenstand zu Gegenstand fort, greift auf immer neue Methoden und Sachgebiete aus und steht schließlich als Beherrscher einer Provinz oder gar eines ganzen Reiches der Forschung da. Wir können diesen Typus den *expansiven* nennen. Der andere geht von der Ahnung eines Ganzen aus, daß er mit instinktiver Sicherheit früh entwirft und in seinem späteren Leben nur immer reicher ausbaut. Dieser Typus mag als der *architektonische* bezeichnet werden. — Ein expansiver Gelehrter von größter Art war Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, der in seinem hohen Alter das Wort sprechen konnte: «Umzulernen stets bereit!» Ein architektonischer Forscher und Gelehrter war Werner Jaeger. Und seine Eigenart und seine Leistung recht würdigen, heißt beobachten, wie seine ungemein früh zu ihrer eigenen Natur gelangte Entleerung sich in dem wechselvollen Fortgang seines Lebens mit größter Folgerichtigkeit doch immer nur weiter bereichert und entfaltet hat.

* * *

Werner Jaeger war am 30. Juli 1888 in Lobberich am Niederrhein geboren. Und wenn ihm mit dieser seiner niederdeutschen Herkunft ein zäher Sinn des Beharrens gegeben war, der sich in seinem späteren Leben wie Denken immer durchhielt, so wuchs ihm aus dem alten Kulturboden seiner Heimat, nahe der holländischen und belgischen Grenze, mit vielfältigen Ausblicken auf das westliche Europa jener «europäische» Sinn zu, der seine geistige Art stets bestimmte, und zugleich das frühe Bewußtsein der in die Gegenwart hinein fort dauern-

den Wirkung der Antike. — Als Knabe und Jüngling besuchte er das katholische Kempener Gymnasium, dessen Schutzherr der Mystiker Thomas a Kempis, Verfasser der einst weit berühmten «Imitatio Christi» war. Und der feste humanistische und zugleich christliche Geist dieser Schule bewirkte, daß bereits dem Knaben die sonst oft als problematisch hingestellte Einheit von Antike und Christentum zur selbstverständlichen Gewißheit wurde. Auch das hat in seinem Lebenswerk fortgewirkt.

Es scheint, der geschwisterlose Knabe war schon auf der Schule eine Art «junger Gelehrter». Er las über die Anforderungen der Schule hinaus griechische, römische wie auch spätantik-christliche Autoren und hatte nicht nur, wie er gern erzählte, sich selbst nach dem griechischen Neuen Testament eine eigene griechische Grammatik hergestellt; er setzte auch seine Lehrer in Erstaunen, als er, anstelle eines ihm aufgegebenen Aufsatzes über das Thema: «Mit welchem Erfolg Alexander der Große Rom und Italien angegriffen hätte?», eine von Originalzitaten aus den Alexander-Historikern wimmelnde Abhandlung mit einem der Auffassung des Lehrers entgegengesetzten Resultat ablieferte. Ein gesundes real-geschichtliches Interesse stand auch bei Werner Jaeger am Beginn der Gelehrtentätigkeit und hat ihn auch später stets begleitet. — Jedoch auch philologische Werke arbeitete er noch als Primaner durch, darunter den ihm von einem «mäzenatischen Onkel» geschenkten großen Kommentar des Euripideischen «Herakles» von Wilamowitz, der ihm, wie er später verschiedentlich bekannt hat, zu einem «Wegweiser zu wahrhaft geschichtlicher Betrachtung der griechischen Tragödie wurde».

Auf den Universitäten Marburg und Berlin (1906/7—1911) wurden diese Studien fortgeführt. Doch trat, für alles Weitere entscheidend, die Berührung mit der Philosophie hinzu: in Marburg mit dem Neukantianismus eines Natorp, in Berlin, vermittelt durch den «letzten Hegelianer» Adolf Lasson, mit jenem Spät-Hegelianismus, der zumal in der Person von Eduard Zeller die philosophiegeschichtliche Durchordnung der Tradition der antiken Philosophie geleistet hatte. Seitdem ist die alte Philosophiegeschichte das Hauptanliegen Jaegers geblieben. Daß er nicht zum Historiker der antiken Philosophie ex professo wurde — und auch später einer Berufung auf einen philosophiehistorischen Lehrstuhl widerstand —, beruhte auf dem starken Eindruck der Lehre und der Persönlichkeit von Ulrich von Wilamowitz, dem er in Berlin nach seinem eigenen Wort eine Art «Heroenkult» entgegenbrachte. — Dreierlei hat das Vorbild und die Lehre von Wilamowitz in ihm ausgelöst. Er wurde auf den unmittelbaren Umgang mit den Texten und Handschriften verwiesen und bildete sich ganz früh zu dem glänzenden Textkritiker und Emendator aus, der er bis an sein Lebensende geblieben ist. Er sah, daß die Geistesgeschichte nicht lediglich als ein Abspulen fadendünner Abfolgen, sondern allein von der Ausdeutung der konkreten Einzelercheinungen her betrieben werden müsse. Und endlich: er erkannte an dem Bild der umfassenden Wilamowitzi-

schen Altertumswissenschaft, daß antike Philosophiegeschichte nicht als isolierter Weg des Denkens verfolgt sein wollte, sondern nur aus dem Zusammenhang von Kultur, Erziehung, Staat, Gesellschaft, Dichtung, Kunst und Religion des antiken Lebens.

So ausgestattet, schrieb der Zweiundzwanzigjährige die sodann im Jahre 1912 als Buch erschienene Doktordissertation: «Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles», ein Werk, das ihn in so großer Jugend mit einem Schlage berühmt machte. Denn was hier mit den Mitteln philologischer Observation in Verbindung mit historischem Sinn und philosophischem Sachverständnis an einem der schwierigsten Texte der griechischen Literatur geleistet war, war nicht weniger als die Zerschlagung des jahrhundertalten, immer noch gültigen scholastischen Bildes des Aristoteles als eines «Systematikers». Die sogenannte Aristotelische «Metaphysik», so zeigte Jaeger, war kein systematisch entworfenes Buch, das, da in ihm vieles eben doch nicht «stimmte», sich vielfältige Umordnungen durch die Wissenschaft gefallen lassen mußte. Das Buch war eine Sammlung von Lehrvorträgen, die dem lebendigen Lehrbetrieb des Peripatos entwachsen, auch die lebendige Denkbewegung des Philosophen wiedergaben.

Es hat Stimmen gegeben, die das Erstlingswerk Werner Jaegers für seine nicht mehr übertroffene beste Leistung erklärt haben; und gewiß hat es befreiend und gleichsam sprengend, wie ich aus sicherer Kenntnis bezeugen kann, auch auf die Aristoteles-Beschäftigung unserer neueren Philosophie, zum Beispiel die eines Heidegger, gewirkt. Jaeger selbst hat betont, daß dieser erste Versuch: «das Gesetz einer literarischen Form zu verstehen», ihn dazu geführt habe, «die Unmöglichkeit einer auf sich selbst stehenden, vom geistigen Inhalt abstrahierenden Literaturforschung für das Gebiet der Antike zu erkennen.» Und eben diese Erkenntnis, daß Form und Gehalt eine untrennbare Einheit bilden, ist später auch zum Inbegriff seiner Lehre in seinem Schülerkreis geworden.

Auf der Grundlage der «Studien» hat später Jaegers großer «Aristoteles» von 1923 es unternommen, die gesamte Aristotelische Philosophie als «Entwicklung» in ihrer Stufenfolge zu fassen und den in sich selbst aufgegliederten Aristoteles zugleich aus der Kontinuität eines von dem späten Platon her bedingten und sich von dort immer mehr entfernenden Denkens zu begreifen. Mit der nun auf fast die gesamte Schriftenmasse des Aristoteles ausgedehnten Verwandlung des Systematikers in den lebendigen Denker hat das ungemein ansprechend geschriebene Buch den Aristoteles weiten Kreisen der gebildeten Welt nahe gebracht, während es zugleich der Frage nach der sachlichen Einheit und der vielleicht notwendigen sachlichen Spannung in der Seinslehre des Aristoteles neue Impulse gab.

* * *

Indessen war Werner Jaeger nach einem Aufenthalt zu Handschriftenstudien in Italien, aus denen die Habilitationsschrift über den Kirchenvater Nemesius von Emesa und damit über die Philosophie des Poseidonios hervorging, bereits im Jahre 1914 als Sechszwanzigjähriger auf die Professur, die einst Friedrich Nietzsche innehatte, nach Basel berufen worden und in schnellem Aufstieg schon im folgenden Jahr als Ordinarius nach Kiel und sodann 1921 nach Berlin gekommen. In Berlin lehrte er an der Friedrich-Wilhelm-Universität sechzehn Jahre lang mit größtem inneren wie äußeren Erfolg. Und wenn wir heute den zwanziger Jahren des Jahrhunderts auf allen Gebieten der geistigen Tätigkeit, in Natur- wie Geisteswissenschaften, im Künstlerischen wie Literarischen, den Charakter einer besonders fruchtbaren und lebendigen Epoche zuerkennen, so waren es auch bei Werner Jaeger jene zwanziger Jahre, in denen die früh gefaßte Grundkonzeption seiner Altertumswissenschaft wie seines Humanismus nun zu voller Bestimmtheit gelangte und sich wirkungskräftig entfaltete.

Er war sowohl im Kontakt wie im Kontrast zu der in Berlin herrschenden Philologie nach Berlin gekommen. Im Kontakt: er war selbst aus der historischen Altertumswissenschaft eines Wilamowitz hervorgegangen und verfolgte auch weiter den durch Hermann Diels gewiesenen Weg einer vorwiegend philologischen Behandlung der antiken Philosophiegeschichte. Im Kontrast: er stand in der geisteswissenschaftlichen Richtung, die durch Namen wie Schleiermacher, Trendelenburg, Zeller, Adolf Lasson und den ihm freilich erst später bekannt gewordenen Dilthey bezeichnet war. Diese beiden Stränge führte er zusammen und gelangte so zu der ihm eigenen Form einer *philologisch fundierten Geistesgeschichte*.

Als Nachfolger von Wilamowitz, neben dem er noch ein Jahrzehnt lang lehrte, hat Jaeger diese seine Nachfolge in dem Sinn verstanden: daß der rechte Nachfolger der wäre, der seinen eigenen Weg zu gehen wüßte. Und so stellte er der *Universalität* eines Wilamowitz, der die Beherrschung aller Sachbereiche und Methoden der Philologie an die verstehende Verlebendigung der einstigen Lebensfülle der Antike gesetzt hatte, mit steigender Bewußtheit den Gedanken der *Totalität* des griechischen Altertums als eines sich sinngemäß entwickelnden geistigen Formenkosmos entgegen.

Für uns, die wir in jenen Jahren gleichzeitig bei Wilamowitz und Werner Jaeger studierten, war es eine Situation von größtem Reiz und einzigartiger Fruchtbarkeit. In dem über siebzigjährigen Wilamowitz ungebrochen noch immer jene Naturkraft am Werke, die, unterstützt durch ein riesenmäßiges Gedächtnis und das ihm zur zweiten Natur gewordene ungeheure Können, ohne alles Drum und Dran und ohne jedes Federlesen ins volle Leben griff, stets etwas faßte und durch die Fülle der blitzartig ergriffenen Lebendigkeiten das Altertum in seinen Höhen- wie Tiefenlagen als ein grenzenloses Feld von Individualitäten gegenwärtig machte, ohne in seinem Vortrag wie in seinen Büchern je eigentlich ein Ganzes hinzustellen. Und auf der anderen Seite der

wenig über dreißig Jahre alte Werner Jaeger, auch er, ganz unspekulativ, aus einem starken geschichtlichen Anschauungsvermögen die konkrete Erscheinung vielfach drastisch darstellend, jedoch stets so, daß eben kraft jener «Anschauung» das Einzelne in die übergreifenden Zusammenhänge rückte. Dabei leitete ihn nicht so sehr ein vorwiegendes philosophisches Sachinteresse, das ihn veranlaßte, sich den «Sachen selbst» zu stellen, sich mit ihnen zu konfrontieren, noch auch die aus dem Inneren des Betrachters in das Innere des Gegenstandes dringende Schaukraft, mit der ein Mann wie Karl Reinhardt das Werk eines Dichters oder Denkers in seiner inneren Gestalt erstehen ließ. Werner Jaegers große und ursprüngliche Begabung war der *Sinn für Kontinuitäten*.

Von Haus aus, wie wir bereits sahen, mit einem starken Sinn für das in allem Wandel Beharrende ausgestattet, hing Jaeger in einer Zeit, die sich nicht genug tun konnte, vom «Schöpferischen» zu reden und zu schreiben, an dem Schauspiel der durch alle geschichtlichen Veränderungen durchgehenden geistigen Zusammenhänge. Die geistigen Kontinuitäten waren ihm das, was eigentlich die Geschichte konstituiert und auch ihren Wandel zu einem sinnvollen Wandel macht. Für die meisten Menschen ist die Tatsache, daß etwas fort dauert und bleibt, wenig sensationell. Sie fällt nicht sehr ins Auge und erscheint als ziemlich selbstverständlich. Für Werner Jaeger war das Faktum, daß es überhaupt ein Kontinuierliches im zeitlichen Wandel gibt, gerade das Wunder.

Wie er selbst gesagt hat, ging es ihm um den «immer wieder sich durchsetzenden Aristotelischen Gedanken der Entelechie», der «geprägten Form, die lebend sich entwickelt», wie Goethe es als das Strukturgesetz alles organischen Lebens formuliert hat. Nur daß dabei sein Interesse ganz entschieden auf der Seite des im Formenwandel konstant sich Durchhaltenden war. — «Ich bin ja im Grunde Traditionsforscher», sagte er einmal zu mir in seinen letzten Jahren. Und es scheint, daß sich von hier aus auch die besondere Bedeutung der drei Hauptbegriffe seines Denkens klärt. Erstens eben *Tradition*: wie schon in jenem Hamburger Vortrag angelegt, nicht lediglich das Resultat irgendeiner «Trägheit» im zeitlichen Geschehen, sondern das Prinzip der sich in immer neuen «Erlebnissen» verwirklichenden Konstanz der Werte. Jaeger verdeutlichte diesen Traditionsbegriff am Bilde des alten athenischen Fackelwettlaufes: «Die einander vorüberfliehenden Generationen werfen sich gegenseitig die brennende Fackel zu, und wer sie mit fester Hand packt, schwingt sie empor und trägt sie ein Stück Weges vorwärts, bis er sie dem Nachfolgenden übergibt. Unterscheiden wir Wesen und Erscheinung dieses heiligen Wettlaufes. Nur äußerlich ist es eine stetige ‚Übergabe‘ von Hand zu Hand, der Sinn des Laufes ist die Lebendigerhaltung der göttlichen Geistesflamme, die der Titan Prometheus als Samenfunken aller Künste und Erkenntnisse seinen Lieblingen, dem Eintagsgeschlecht der Menschen, vom Himmel auf die dunkle Erde gebracht hat.» — Sodann, zum anderen, *Kultur*: entgegen dem damals

überwiegenden Gebrauch des Wortes, nicht der «Ausdruck» eines geheimen völkisch-nationalen «Wollens», sondern die sich im geschichtlichen Gestaltwandel Europas und, analog dazu, der Welt lebendig bewahrende griechisch-menschheitliche Grundform. — Endlich *Erziehung, Bildung*: das Instrument der Erhaltung der leiblichen und geistigen Art einer Gesellschaft, der Heraufklärung des Menschen zum Menschen.

Diese bereits in Werner Jaegers Natur und Herkunft angelegte «ideengeschichtliche» Betrachtungsweise bestimmte seine Methodik wie Thematik. Irgendeine geistige Erscheinung — ein Gedicht oder ein Gedankenwerk — von ihrem geistesgeschichtlichen «Ort» — dem Ort im Zusammenhang durchgehender Kontinuitäten — zu verstehen, wurde ihm zu einem heuristischen Prinzip, das er, oft mit verblüffender Einfachheit, mit größtem Erfolg gemeistert hat. Gelegentlich fielen ihm bei diesem «Orten» gleich zwei, drei Ergebnisse in die Hand, so in der Abhandlung: «Solons *Eunomie*» (1926) und der anderen: «*Tyrtaios über die wahre Arete*» (1932).

Zugleich waren jene ersten gärenden Berliner Jahre für ihn die Jahre neuen Lernens. Mit einer großen Kraft des Ausgreifens und Einbeziehens eignete er sich in seinen Vorlesungen damals die ihm noch ferner liegenden Gebiete der griechischen Klassik und Frühklassik an. Und da ihm zugleich mit den Zusammenhängen stets auch die konkrete geschichtliche wie literarische Erscheinungsfülle vor Augen stand, gelang es ihm, in seinen Vorlesungen wie Darstellungen den geistigen Formkosmos des Griechentums in seiner Einheit wie seinem sinngemäßen Wandel vom Epos Homers über Lyrik, Tragödie, Naturbetrachtung und Philosophie der Vorsokratiker, Geschichtsschreibung, Medizin, Rhetorik bis auf die Philosophie des Platon und Aristoteles und weiter bis in die neu aufkommende Welt des Hellenismus wie des Christentums hinein ebenso folgerecht wie lebendig darzustellen. Werner Jaeger schrieb keine griechische Kultur- oder Geistesgeschichte. Dafür blieb er, als ein anschauernder Geist, zu sehr den konkreten Erscheinungen hingegeben. Doch waren alle seine in dieser Zeit keimenden und sich formenden Arbeiten auf das potentielle Ganze eines solchen geschichtlich sinngemäß sich entwickelnden einheitlichen Formkosmos hin entworfen. Auf ihn verweisen vor allem seine teilweise erst beträchtlich später ausgearbeiteten großen Abhandlungen und Monographien. Nach jenem «Aristoteles» von 1923 die Münchener Vortragsreihe: «*Platons Stellung im Aufbau der griechischen Bildung*» (1927), die Grundlegung seines später in den zweiten und dritten Band der «*Paideia*» übergegangenen Platonbildes, die Darstellung des Arztes Diokles von Karystos (1938), die Darstellung des Staatsmanns «*Demosthenes*» (1939), die «*Theologie der frühen griechischen Denker*» (1947), der Versuch, die Herkunft des griechischen Philosophierens aus der Religion der Griechen zu erklären. Auch Jaegers große Editionen: des Kirchenvaters Gregor von Nyssa (1920 und wieder 1959), der «*Metaphysik*» des Aristoteles von 1957, fügen

sich in diesen Rahmen. Und ebenso die Fülle seiner Einzeluntersuchungen, unter denen die über Solon und Tyrtaios schon genannt waren und die nun in seinen *Scripta Minora* von 1960 gesammelt vorliegen.

In Jaegers dreibändigem Werk «Paideia. Die Formung des griechischen Menschen» von 1933—1944 kam alles dies zusammen. Hier unternahm es Jaeger, gleichsam an einem Bildersaal aller bedeutungsvollen Erscheinungen der griechischen Literatur- und Geistesgeschichte, von Homer bis zu Demosthenes, die Verwurzelung der kulturbegründenden Wirkung des Griechentums in der Struktur des griechischen Geistes selber aufzuzeigen und im *Prinzip des Erzieherischen* das innere Bildegesetz des griechischen Wesens aufzuweisen. Der Grieche, als ursprünglicher «Anthropoplast», auf allen Gebieten seines Gestaltens, seines Wirkens: in Dichtung, Naturdenken, Staatsdenken, Philosophie und Wissenschaft, Plastik wie Ethik, mit ständig steigender Bewußtheit dem Menschen auf der Spur, und mit dem immer bestimmteren und sich verfeinernden Bild des Menschen und seiner Welt bis hin zur philosophischen Selbsterfassung die Bilder und Maßstäbe entwickelnd, die in vielfältigen Abwandlungen in dem sich formierenden späteren Europa so dauerhaft fortwirken sollten. Im ganzen eine Wesensdeutung des Griechentums, deren partielle Richtigkeit oder Unrichtigkeit — über die man dies und jenes sagen kann — vor der Größe und Bedeutung des Gesamtentwurfs wenig ins Gewicht fällt. Sie hat, wenn man von Winckelmanns überragender «Geschichte der Kunst» absieht, außer in Jakob Burckhardts «Griechischer Kulturgeschichte» nichts Gleichartiges neben sich. Auf der Verbindung jener Wesensdeutung des Griechentums mit dem Erziehungsproblem, wie es in unseren Tagen über den ganzen Erdball hin, und zumal bei den zu eigenem Kulturbewußtsein erwachenden sogenannten Entwicklungsvölkern, immer brennender geworden ist, beruht nicht zuletzt die innere Aktualität und weltweite Wirkung des in viele Sprachen übersetzten Werks.

Den von früh an gehegten Gedanken, die Geschichte der Paideia bis auf die Welt des Christentums fortzuführen, hat Jaeger in seinen letzten Jahren in dem Tübinger Vortrag «Paideia Christi» von 1958 aufgegriffen, der die Amalgamierung des griechischen Kulturgedankens mit der christlichen Glaubenswelt umreißt. Und wie eine schöne Vollendung seines Lebenswerks mutet es an, daß er das erste Exemplar seines aus diesem Vortrag erwachsenen letzten Buchs — die «Abschlagszahlung» für den nicht mehr zu schreibenden vierten Band seiner «Paideia» —: «Early Christianity and Greek Paideia» noch wenige Zeit vor seinem Tode in seinen Händen halten durfte.

Das wissenschaftliche Lebenswerk Werner Jaegers ist durch alle jene Eigenschaften ausgewiesen, die die große gelehrte Leistung kennzeichnen. Die Fülle der schlechthin richtigen Resultate ist dabei nicht das Wichtigste. Wichtiger, wie bei Jaeger der Gedanke nie über den Dingen schwebt, sondern wie er kräftig in den Stoff hineinwirkt und ruhende Massen in Bewegung setzt.

Viel Unerschlossenes wurde so erschlossen, manches vom Weg der Forschung Abliegende in die Forschung einbezogen, wobei, beiläufig, neue Methoden und Erkenntnisweisen entwickelt wurden. Dazu das Wesentliche, wie mit der Bewältigung unzähliger Einzelheiten der Gedanke zum Prinzipiellen, Wesenhaften vordringt und von dem Wesenhaften aus zu jenem Gesamtaspekt gelangt, durch den das Lebenswerk Werner Jaegers als Abbildung der griechischen Antike als eines Ganzen selber als ein Ganzes vor uns steht.

Wie Jaeger sich selbst bewußt war, war damit auch die Einführung einer bisher in Deutschland wenig geübten Form der Darbietung philologischer Erkenntnisse gegeben: die Untersuchung, die zugleich Darstellung ist und, in gepflegter Faßlichkeit geschrieben, zugleich mit dem Fachmann auch den allgemeinen Leser anspricht.

Das Schicksal wissenschaftlicher Werke pflegt es zu sein, daß sie, materiell wie funktional, in die weitergehende Forschung eingehen und in ihr untergehen. Von dem wissenschaftlichen Lebenswerk Werner Jaegers darf man erwarten, daß es über diese innere Fortwirkung hinaus als *Urkunde* wie *Beispiel* bestehen wird: *Urkunde* eines unbeirrt an die Verfolgung Eines Gedankens daran gesetzten Lebens, *Beispiel* der organischen Entfaltung eines Forschungs- wie Gedankenwerks, das als Gedankenwerk dem Kunstwerk analog ist.

* * *

Das Bestreben, die Zerstückelung des Historismus zu überwinden, ließ Werner Jaeger in den zwanziger Jahren auch zum Erzieher und Organisator werden. Schnell fand sich um ihn der Berliner Schülerkreis zusammen — gerade kein «Kreis» in dem Sinne jener Adeptenzirkel, wie diese sich damals verschiedentlich im wissenschaftlichen und literarischen Bereich um die Gestalt eines «Meisters» versammelten. Ohne jedes merkliche Zutun Jaegers — wir nannten ihn im Scherze wohl unseren «Unbewegten Bewegter» — schlossen sich die verschiedenartigsten Individualitäten, von der Sache angezogen, um ihn zusammen: mit ihm und untereinander allerdings durch jene «Aristotelische» Form der *Philia* zusammengehalten, die Männer in der Idee ihres Tuns vereinigt.

Aus dem Bemühen Jaegers um das Ganze entsprang auch seine Begründung der *Fachtagungen*, zu denen die vorwiegend gleichaltrigen Vertreter unserer Altertumswissenschaft alle zwei Jahre in Weimar und Naumburg zusammenkamen. Es ging für ihn nicht darum, alles durchaus unter einen Hut zu bringen. Doch ein vereinigendes Gespräch über die wesentlichen Gegenstände kam auf diesen Tagungen zustande, und mindestens als ein potentiell Ganzes hat sich die deutsche Altertumswissenschaft damals für kurze Zeit erfahren. Nicht allgemein anerkannt, ist Jaeger als der Leiter jener Tagungen, nach dem Wort

seines ältesten Schülers, Richard Harders, doch eine Art «Regulator» der deutschen Altertumswissenschaft gewesen.

In seiner Wirkung auf die Schule wie die gebildete Nation hat Jaeger dem altsprachlichen Gymnasium mit seiner Lehre von den erzieherischen Grundkräften des Griechentums ein neues Selbstbewußtsein gegeben, während zugleich seine Zeitschrift «Die Antike», gegründet auf die «Gesellschaft für antike Kultur», die später ein Johannes Popitz zu seinem eigensten Anliegen gemacht hat, durch Darbietung der einfachen und wesentlichen Resultate unserer Altertumsforschung Arbeit zu leisten suchte am «inneren Aufbau unserer Zeit».

Das alles lief auf Jaegers vielbesprochenen «Humanismus» hinaus. Man hat ihn von anderer Seite als «dritten» Humanismus bezeichnet und auch als «politischen» Humanismus für fragwürdig befunden und bekämpft. — Wollte man durchaus dem Kind einen Namen geben, der bei der Erscheinungsfülle, die der Jaegersche Humanismus einschließt, doch unzureichend bleiben muß, so wäre die angemessenste Bezeichnung wohl die eines *historischen Humanismus*. — Nicht als ein gezieltes allgemeines Kulturprogramm ist er entstanden. Er erwuchs zunächst dem Versuch der Rückbegründung der Klassischen Altertumswissenschaft in die humanen Grundwerte des Griechentums, wobei sich die geschichtliche Erforschung der Antike der letzten hundert Jahre nicht einfach beiseite setzen oder überspringen ließ. Kein einfacher Rückgriff auf die «zeitlosen griechischen Idole» mit der ihnen zugeordneten «Imitatio» in unserer Klassik schien mehr möglich. Jene statischen «Vorbilder» wollten in das Kraftfeld der Geschichte einbezogen sein und verwandelten sich so für Jaeger folgerecht in die wirkenden Kräfte des *Erzieherischen* (das die dynamische Wirkform jenes beispielhaft Vorbildlichen ist). Jaegers neue humanistische Wendung ist also dadurch charakterisiert, daß er die menschheitliche griechische Wertewelt als ein System sinnvoll wirkender, bildender Kräfte in die Geschichte Europas hinein entwarf. Es war, zugespitzt ausgedrückt, eine *Historisierung der humanen Wertewelt* oder auch *Humanisierung unserer europäischen Historie*.

Die zweite notwendige Folge der humanistischen Wendung Jaegers war, daß neben Literatur und Kunst, auf die man im neunzehnten Jahrhundert vorwiegend die bildende Wirkung der Griechen gründete, die inzwischen geschichtlich durchforschte Gesamtheit des antiken Lebens mit Staatsgesinnung, Ethik, Religion, Naturbetrachtung und Wissenschaftslehre rückte. Zumal die erzieherische Kraft der griechischen Staats- und Gemeinschafts-Ethik betonte er, doch in dem Sinne: daß der Grieche in den besten Zeiten «ebensowenig einen staatsfremden Geist wie einen geistfremden Staat gekannt habe». — Der auch heute weiter wichtige Gedanke einer politisch-ethischen Jugenderziehung wurde damit neben dem Literarisch-Ästhetischen in unsere Beschäftigung mit dem Griechentum hinein verankert. Im ganzen hat Jaeger durch sein öffent-

liches Wirken für die griechische Bildungs- und Kulturidee, zusammen mit Männern wie Karl Reinhardt und Walther F. Otto, der Wissenschaft vom klassischen Altertum wieder Anteil am allgemeinen Geiste und eine hohe Geltung im Bewußtsein unserer Zeit und Gegenwart gegeben.

* * *

Wir haben bei Werner Jaegers Berliner Jahren so lange verweilt, weil sie die Grundlegung und erste Vollendung seines Lebenswerkes brachten. Heute ist diese Zeit uns seltsam ferngerückt. Der Einschnitt des Jahrzwölfts 1933—1945 trennt uns von ihr, ein Zeitraum, der uns auch sonst so manche Trennung auferlegt hat.

Das Einschneidendste: Werner Jaeger erfuhr sehr bald, daß für seinen Humanismus im Dritten Reich kein Platz war und ging 1936, einem Rufe der Universität Chicago folgend, in die Vereinigten Staaten, wo er dann 1939 an der Harvard-University in Cambridge die Heimstätte fand, die ihm neben vielseitiger neuer Wirksamkeit, darunter als Leiter eines neu für ihn gegründeten Instituts für klassische Studien, die erwünschte Freiheit gab, auf den gelegten Fundamenten sein Lebenswerk von Buch zu Buch auszubauen, während sich gleichzeitig sein Ruhm, bezeugt durch eine Fülle höchster Ehren, weltweit verbreitete.

Wir vermißten ihn schmerzlich. Das von ihm Begonnene wurde teils für eine Weile stockend fortgeführt, teils erstickte es unter den Dornen. Auch als wir uns nach dem Niederbruch zuerst wieder zögernd erhoben, lebte lediglich das von ihm und Gerhard Rodenwaldt begründete, von Richard Harder geprägte internationale produktiv-kritische Organ des «Gnomon» unter der Leitung von Walter Marg wieder auf. Doch Jaegers Zeitschrift «Die Antike» kam nicht wieder. Seine Fachtagungen blieben ohne gleichwertige Nachfolge. Seine Schüler waren über die Welt zersprengt.

Heißt das, der humanistische Gedanke Jaegers sei heute lediglich biographisch oder historisch denkwürdig? Oder steht es auch hier so, daß der abklärende Tod ein neues Leben entzünden könnte: vielleicht daß eben diese Gedenkworte in ihrer Wirkung, vielleicht auf irgendeinen der Jungen und Jüngsten, den Ausspruch Jaegers wahr machen könnte: daß «die Erinnerung, die die Mutter der neun Musen war, auch die Quelle der Erneuerung» ist? — Ich möchte es glauben, und dieser Glaube trägt zu nicht geringem Teil dies mein Gedenken. — Nüchtern gesprochen: unsere gegenwärtige kulturelle Lage deutet bei ruhiger Abschätzung darauf, daß die Gedanken Werner Jaegers heute nach einem Menschenalter uns wieder bitter nötig werden, und dies in einem engeren wie einem weiteren Lebenskreise.

Der engere Kreis ist unsere Altertumswissenschaft in Deutschland. Sie scheint, nachdem ihr Jaeger in jenen Jahren nach der Zersplitterung des Histo-

rismus die Richtung auf eine neue *Systole* gegeben hatte, nun wieder in die *Diastole* zurückzufallen, und das Hinscheiden auch eines Karl Reinhardt wie Ernst Buschor scheint dies zu besiegeln. Um es mit den Worten eines dritten Verstorbenen, Richard Harders, aus einem seiner letzten Briefe an mich, zu sagen: «Die Dispersion, die irrende Ratlosigkeit unter den Jungen. . . Flucht in die Spezialissima. Oder ins Über-Geistreiche. Jene Ausgewogenheit zwischen Textphilologie und allgemeineren Anliegen — das ist alles aus den Fugen geraten.» Die Funktion als «Regulator, die Jaeger trotz allem inne hatte», sei seit seinem Verlust nicht mehr wettgemacht. — Dies mag sehr düster gesehen sein. Jedoch die allgemeine Zersplitterung der Wissenschaft ins Spezialistische greift auch auf unsere Altertumswissenschaft über, die dem bisher am meisten widerstand. Die Mechanisierung, Technisierung der Forschung kommt anscheinend unentrinnbar auf uns zu, und die Zeit ist vielleicht nicht allzu fern, wo Kybernetik und informationsspeichernde Maschinen uns nur *die* Fragen zu stellen erlauben, die diese Maschinen beantworten können. Hier mag Jaeger mit dem, was er gewollt und für kurze Zeit als möglich erwiesen hat, uns noch einmal als *Heros Alexikakos*, als «guter, dem Übel wehrender Geist», erscheinen.

Der zweite weitere Kreis umfaßt die durch die überschnelle technische Entwicklung gefährdete allgemeine kulturelle Lage Deutschlands wie der zivilisierten Welt. Jaeger bereits hat diese Gefahren klar gesehen und sie am reifsten in seiner Rede von 1929, «Die geistige Gegenwart der Antike», ausgesprochen: «Der ungeheuerste Bruch mit aller Tradition, der sich von 1830 bis 1929 in unheimlicher Stille vollzogen hat. Die nationale Staatenbildung des neunzehnten Jahrhunderts, der Kapitalismus, die Technik, der Materialismus als Praxis und als Weltanschauung, das Massenproblem in Wissenschaft, Politik und Erziehung. . . , die geistige Desorientierung des Bürgertums und die Mechanisierung der Kultur und Wissenschaft.» — «Wo ist», so fragte er schon damals, «der Ansatzpunkt des Humanismus in dieser veränderten Welt. . . Wie kommt das Leben unserer Zeit selbst der Antike entgegen?»

Es sind die Gefahren, die heute, nach weiteren dreißig Jahren rapider technischer Entwicklung, vermehrt um die einengende Wirkung des die Massen regelnden Apparats, um staatlichen Totalitarismus und Dirigismus, zugleich mit großen neuen Möglichkeiten — die Identität von «Chance» mit «Gefahr» — ins Ungemessene gewachsen sind und uns, selbst bei Vermeidung einer physischen Selbstvernichtung der Menschheit, mit dem auf uns zukommenden Zustand einer *Zivilisationsbarbarei* bedrohen, in der der Mensch höchst komfortabel fortlebt, doch ohne es zu merken, aufgehört hat, ein Mensch im vollen Sinn des Worts zu sein. — Es scheint, nur der Rekurs auf den Menschen kann hier helfen, der sich, wie schon einige Male in seiner Geschichte, auch in der durch die Technik veränderten Welt als Mensch wieder neu begründen muß.

Der «geschichtliche» Humanismus Jaegers ist in dieser Lage ein wertvolles

Erbe, das wir freilich neu erwerben müssen, um es zu besitzen. Als Instrument unseres kulturellen Selbstverständnisses kann es von unschätzbarem Wert für unsere kulturelle Selbstbehauptung werden, während gleichzeitig im Zusammenhang mit dem Problem der sogenannten Entwicklungshilfen die Humanitätsidee eine neue, von Jaeger selbst noch kaum geahnte globale Bedeutung zu gewinnen scheint.

Als Werner Jaeger am 19. Oktober 1961 von uns ging, war, nach der Mitteilung der Gattin, sein letztes Wort, das er, begleitet von einer «allumfassenden und resignierten Handbewegung», zu ihr sprach: «Nun mußt du alles zusammenhalten.» — Es war zunächst *zu* ihr, der Gattin, gesprochen, gewiß in seinem Sinne aber auch *für* jeden, dem an dem «Zusammenhalt» in Wissenschaft, Kultur und Leben um der Zukunft des Menschen willen gelegen ist.

* * *

Es ist das Kennzeichen des schöpferischen Menschen, daß er bei dem Vielen, das er gestaltet und in Bewegung setzt, im Grunde nur ein einziges Anliegen hat. Zunächst nur dunkel, dann immer wacher verfolgt, mag dieses Anliegen mit den Erfahrungen und Aufgaben des Lebens ausgreifen, sich vervielfältigen, bereichern und verzweigen: es bleibt in allen Wandlungen sich doch im Grunde immer gleich und kennzeichnet den Menschen als den, der er ist.

Ein solches Grund- und Lebensanliegen Werner Jaegers war — ich glaube, es ist in diesem unserem Gedenken vielfach hervorgetreten — sein Sinn für das «*Hen kai holon*», für «Einheit und Ganzheit». Und das Bestreben, Einheit und Ganzheit *in* sich selber wie *um* sich her zu verwirklichen, war das Bestreben seines Lebens. Wie er dies in seiner Wissenschaft getan hat, sahen wir. Doch auch in seinem eigenen Leben hat er es verwirklicht.

Es brachte ihm soviel Schweres, wie nur Einem Menschen und war in seiner Gänze doch der unbeirrt dem eigenen Gesetze folgende Gang von der *Arché* zum *Télos*, von dem naturgegebenen Anbeginn durch alle naturgemäßen Phasen zur Vollendung.

Auch in Jaegers Persönlichkeit war es wie ein Wunder, wie dieser Mensch, an sich selbst durchaus keine einfache Natur, aus den erstaunlichsten Gegensätzen — kraftvoll und zart, selbstbewußt und bescheiden, großartig und schlicht, skeptisch und enthusiastisch, verhalten-offen, distanziert und warm, abgeklärt und doch zugleich von stärksten Dynamiken angetrieben — sich zu einem Ganzen erhob von der zauberhaften Anmut der Monade. Autark und in mancher Hinsicht «fensterlos» — so daß er bei dem Wichtigen, das er verfolgte, manches andere Wichtige merkwürdig unbeachtet ließ oder nur durch eine Art genereller Antizipation des Geistes davon Notiz nahm —, und in dieser monadischen Geschlossenheit doch auch wieder gekennzeichnet durch eine unendlich lebenswürdige Schmerzlichkeit.

Großgesinnt und mit einem überlegenen Weltverstand ausgestattet, schien er von Natur bestimmt, zu dominieren und war zugleich doch von einer solchen Noblesse und ausgesuchtesten Artigkeit des Herzens, daß man ihn lieben mußte, wenn man ihn recht kannte. Dazu ein guter, behaglicher Humor, eine köstliche, sich in der Intimität gern demonstrierende mimische Begabung; die im Grunde menschenfreundliche Ironie; das Liebevoll- und Liebebedürftige: so war er, alles in allem, doch ein im Tiefsten glücklicher Mensch, der sich, wie er ungefähr ein Jahr vor seinem Tode schrieb, zu den Menschen rechnete: «die dem Alter ruhig entgegensehen dürfen (so sagte er, ein Zweiundsiebzigjähriger!), weil sie die Quelle ihrer Lebenskraft und ihres Glücks in ipsis haben, wie der alte Cato bei Cicero sagt.»

Bei einem jener alljährlichen Besuche in Deutschland, die im letzten Jahrzehnt zu einem wesentlichen Teil seines Lebens geworden waren, war Werner Jaeger zu seinem siebzigsten Geburtstag nach Tübingen gekommen, um die ihm verliehene Würde eines Ehrendoktors der Theologie in Empfang zu nehmen. Und so stand er am Abend des 3. Juli 1958 bei seinem Vortrag über die «Paideia Christi» wieder da unten am Katheder eines nach hinten aufsteigenden, überfüllten größten Auditoriums, und aus der nur äußerlich gealterten Gestalt, über die nun eine neue Milde gekommen war, leuchtete doch die gleiche Jugendanmut hervor, wie vor nahezu vierzig Jahren an jenem anderen Berliner Katheder.

Für mich verschmolzen in diesem Augenblick die beiden durch Jahrzehnte getrennten Bilder seltsam miteinander. Und es war wie eine persönliche Bezeugung der Unzerstörbarkeit des Geistes nach dem Worte des Aristoteles, das er selbst einst über sein Buch geschrieben hatte: *ἡ γὰρ νοῦ ἐνέργεια ζωή* — «Des Geistes Wirksamkeit ist Leben.»